

# Versagt der Feminismus beim Staubsaugen?

Wie viel mehr verdient ein Zürcher im Vergleich zu einem Tessiner? In welchem Alter heiraten Schweizer? Wofür geben wir am meisten Geld aus? Niemand kennt unser Land so gut wie das Bundesamt für Statistik. Von Peter Keller und Doriano Strologo (Illustrationen)

Nennen wir ihn Herrn Müller, mit Vornamen Peter. Wie der Skiweltmeister von 1987 trägt er den häufigsten Vor- respektive Nachnamen der Deutschschweiz. Käme Peter Müller heute auf die Welt, liessen ihn seine Eltern Noah, Leon oder Luca taufen, die zurzeit beliebtesten Vornamen für Knaben. Sein weibliches Pendant, Maria Müller, ist inzwischen eine Mia, Emma oder Lara geworden.

Jedes Jahr fasst das Bundesamt für Statistik die Schweiz in Zahlen, ein Wälzer von über 600 Seiten. Davon lässt sich ziemlich genau das statistische Profil von Herrn und Frau Durchschnitt ableiten. Wie sieht ihr Leben aus? Was verdient Peter Müller im Monat? Wie viele Kinder hat seine Frau Maria? Wofür geben die Müllers ihr Geld aus?

## Heiraten und Kinder ab 30

Durchschnittlich bekommt eine Schweizer Familie 1,54 Kinder, wobei Ausländerinnen deutlich mehr Nachwuchs zur Welt bringen (1,86) als



Markanter Gendergraben bei der Hausarbeit.

Schweizerinnen (1,43). In den 1960er Jahren lag die Quote bei knapp 2,5 Kindern. Was allen Eltern gemeinsam ist: Die Knaben sind bei Geburt zahlenmässig voraus (106,5 gegenüber 100 Mädchen). Das Geschlechterverhältnis dreht sich jedoch gegen Ende des Lebens deutlich. Bei den über 80-Jährigen liegt der Anteil der Frauen bei 63,3 Prozent, was eine logische Konsequenz der höheren Lebenserwartung ist: Peter beziehungsweise Noah Müller kann heute mit 80,7 Jahren rechnen. Frauen werden mit durchschnittlich 84,9 Jahren sogar das 22. Jahrhun-



Eine Familie hat durchschnittlich 1,54 Kinder.

dert erleben. Auch wenn die Formen des Zusammenlebens vielfältiger werden, ist zumindest für Paare mit Kindern die Ehe das mit Abstand häufigste Modell. Allerdings hat sich das durchschnittliche Erstheiratsalter seit 1971 von 26,4 (Männer) bzw. 24,1 Jahren (Frauen) auf 31,9 bzw. 29,6 Jahre erhöht. Parallel dazu ist das Alter der Mutter bei der Geburt gestiegen: 2015 waren mehr als zwei Drittel aller Mütter 30 Jahre oder älter; 1970 kamen 70 Prozent der Kinder vor dem 30. Lebensjahr der Mutter zur Welt.

Wie leben die Müllers? Mehrheitlich allein (35,1 Prozent der Privathaushalte). Zusammen mit den Paaren ohne Kinder (27,6 Prozent) lebt eine deutliche Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer ohne Nachwuchs in ihren vier Wänden. Wobei «ihre» vier Wände meistens nicht die eigenen sind. 62,6 Prozent leben in Mietwohnungen. Oder andersrum gesagt: Weniger als zwei Fünftel können sich hierzulande Wohneigentum leisten. Ein europäischer Minusrekord. In der EU liegt die Quote bei 70 Prozent. Trotz hohem Anteil von Singlehaushalten leben durchschnittlich 2,25 Personen in einem Schweizer Privathaushalt. Pro Kopf stehen den Müllers 45 Quadratmeter Wohnfläche zur Verfügung. 84,5 Prozent der Bevölkerung wohnen heute in Städten oder Agglomerationen. Die Konsumausgaben pro Haushalt fürs Wohnen liegen bei 1503 Franken im Monat, was angesichts der Dauerklage über die hohen Mietpreise nicht übertrieben erscheint. Der Durchschnittsschweizer schaut täglich 124 Minuten fern, weit länger, nämlich 172 Minuten, läuft der TV in der italienischsprachigen Schweiz.

Die pro Woche getätigte Haus- und Familienarbeit legt einen markanten Gendergraben offen: Die Frauen leisten 27,5 Stunden, während die Männer bloss auf 17,3 Stunden kommen. Versagt der Feminismus spätestens beim Staubsaugen? Waren all die Gleichstellungskampagnen für die Katz respektive für den Kater? Man könnte einwenden, dass Männer ihre Haushaltsarbeit effizienter gestalten oder weniger anspruchsvoll sind, was allgemeinverbindliche Hygienestandards betrifft.

## Was verdienen die Müllers?

Wenn Noah und Mia Müller die obligatorische Schulzeit durchlaufen haben, beginnen sie in der Regel eine Berufsausbildung. Rund zwei Drittel der Schulabgänger machen eine Lehre, beispielsweise als Schreiner, Coiffeuse oder Detailhandlungsangestellte. Obwohl die Schweiz noch immer einen starken Industriesektor hat, sind drei Viertel der Erwerbstätigen im Dienstleistungsbereich beschäftigt. 36 Prozent arbeiten Teilzeit, die grosse Mehrheit (76 Prozent) sind Frauen. Die durchschnittlich geleistete Wochenarbeitszeit beträgt 41,7 Stunden. Die Schweizer sind ein Volk von Angestellten, nur jeder achte Erwerbstätige ist selbständig.

2016 betrug die Arbeitslosenquote 4,3 Prozent, sie lag zur Jahrtausendwende noch bei deutlich tieferen 2,6 Prozent. Rund 70 Prozent der Erwerbsfähigen gehen einer Erwerbstätigkeit nach. Wenn es um die Höhe des Lohns geht, herrscht Diskretion. Das Bundesamt für Statistik liefert dennoch Zahlen. Der monatliche Bruttolohn in der Schweiz liegt bei 6427 Fran-



9,5 Liter Alkohol trinkt der Schweizer im Jahr.



Der Fernseher läuft täglich 124 Minuten.

ken (2008: 5125 Franken). Dabei handelt es sich um den Medianlohn: Die Hälfte verdient mehr beziehungsweise weniger als diesen Richtwert. Es gibt regional deutliche Unterschiede. Im Tessin liegt der Medianlohn bei 5125 Franken, in der Ostschweiz bei 5813, in der Zentralschweiz bei 6196, in der Nordwestschweiz bei 6451. Am meisten verdienen die Leute in Zürich (6614 Franken), wobei hier die Lebenskosten weit höher liegen.

Wohin geht das Geld? Neben dem Wohnen (1503 Franken) kostet vor allem die Mobilität (805 Franken). 20 500 Kilometer legen die Müllers im Jahr zurück, 49 von 100 Kilometern mit dem Auto. Der tägliche Arbeitsweg beträgt 14,5 Kilometer. Der Anteil des Freizeitverkehrs liegt bei 54 Prozent. Pro Jahr unternehmen die Müllers 3,1 Reisen mit Übernachtungen, das beliebteste Reiseziel bleibt die Schweiz. Weitere Konsumausgaben pro Haushalt sind Bekleidung/Schuhe (226 Franken), die Krankenkasse (563 Franken) und Nahrungsmittel (642 Franken). Im Jahr verspeist ein Durchschnittsschweizer 532,9 Kilo pflanzliche und 324,3 Kilo tierische Nahrungsmittel (Fleisch, Eier, Fisch, Milch/Milchprodukte, tierische Fette). 13 Prozent trinken täglich Alkohol, das ergibt pro Person und Jahr 9,5 Liter. Weniger als ein Drittel der Bevölkerung raucht (28 Prozent), Tendenz leicht rückläufig. Der grösste Geldfresser ist jedoch der Staat: Die obligatorischen Ausgaben für AHV/IV, Pensionskasse, Steuern und Krankenkasse belaufen sich auf 29 Prozent der Haushaltsausgaben.

Ein Leben lang arbeiten ist relativ. Die Männer gehen mit durchschnittlich 63,5 Jahren in Pension, Maria Müller wird etwas früher mit 63,1 Jahren pensioniert. Beiden Geschlechtern bleiben dann noch rund 20 Jahre Lebenszeit im Ruhestand. Bis dann spätestens der Tod sie scheidet (die selbstgewählte Scheidungsquote liegt bei 41 Prozent). Die beiden häufigsten Todesursachen sind Krankheiten der Kreislauforgane (33 Prozent) und Krebs (27 Prozent).

Statistisches Jahrbuch der Schweiz.  
NZZ Libro. 624 S., Fr. 120.–

## Schulen

# Politik statt Verstand

Zwei Fremdsprachen in der Primarschule zu lernen, bringe nichts, ja schade sogar, sagen Forscher. Ihre Einwände werden von den Bildungspolitikern ignoriert.

Im zürcherischen Meilen fand in den siebziger Jahren ein Schulversuch mit Frühfranzösisch ab der vierten Klasse statt. Ein damaliger Schüler sagt heute: «Im Gymi dachte ich: <Das kann ich.> Aber nach wenigen Wochen merkte man nichts mehr von einem Vorsprung.» Dasselbe hat die Sprachforscherin Simone Pfenninger festgestellt. In einer Langzeitstudie verglich sie zwei Gruppen von Gymnasiasten. Die einen hatten früh mit Englisch begonnen, die anderen spät. Das Resultat: Die Spätlernenden holten die Frühlernenden nach kurzer Zeit ein.

Und doch sagen Politiker, wie etwa jüngst im Kanton Thurgau, es gebe «gemäss derzeitigem wissenschaftlichem Forschungsstand keine Evidenz für oder gegen das derzeitige Sprachenmodell». Oder Stefan Wolter, ehemaliger Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Bildungsforschung:

«Wer den Unterricht einer zweiten Fremdsprache aus der Primarschule verbannen will, kann dies nicht mit wissenschaftlicher Forschung begründen.»

Urs Kalberer, Sekundarlehrer und Sprachdidaktiker, sagt: «Diese Aussage ist unzulässig, aber es korrigiert ihn niemand.» Nun

## «Analytisch dem Kind vor der Pubertät Sprache beibringen geht nicht.»

muss man wissen, dass die Erziehungsdirektorenkonferenz und der Bund über die Schweizerische Koordinationskonferenz Bildungsforschung (Coreched) in Dänemark eine Studie zum Fremdspracherwerb in Auftrag gaben. Die dänischen Forscher nahmen sich bestehende Studien vor, der Grossteil von ihnen stammt aus Spanien.

Darin geht es um Schüler, die bereits bilingual sind, also Spanisch und Baskisch können. Man untersuchte, welche Faktoren das Erlernen einer Drittsprache beeinflussen. Kalberer kritisiert: «Diese Fragestellung betrifft uns in der Schweiz nicht. Bei uns geht es ums Alter. Und bilingualen Unterricht haben wir ja gar nicht.» Die Altersfrage wird in der dänischen Studie nur am Rande betrachtet, und da heisst es, dass ältere Schüler eine Fremdsprache besser und schneller lernen.

Die Studie von Pfenninger fand nicht Eingang in die Auftragsstudie der Schweiz. Sie sei qualitativ ungenügend, hiess es. Dabei hatte die Universität Zürich der Autorin dafür die Habilitation verliehen. «Es geht rein nur um Politik», sagt Kalberer.

Interessante Daten kommen auch aus der Innerschweiz: Bloss ein Drittel der Schüler erreicht am Ende der sechsten Klasse im Fach Französisch die Lehrplanziele in den Bereichen Hören, Schreiben und Sprechen.

## Die meisten sind überfordert

Jetzt schaltet sich der prominente Kinderarzt Remo Largo («Babyjahre») in die Debatte ein. Zwei Fremdsprachen in der Primarschule, sagt er, das «bring nichts. Es kann sogar schaden.» Man rede bloss über Politik. Über die Betroffenen, die Kinder, rede man nicht. «Das erbittert mich.» Man

rede auch nicht darüber, wie Kinder Sprache erwerben. Nicht mit Wörtli-Lernen und Grammatik. «Analytisch dem Kind vor der Pubertät Sprache beibringen geht nicht», sagte er an einer Podiumsveranstaltung in Winterthur.

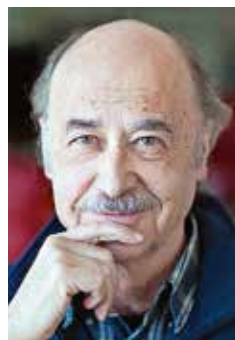
Unterstützt wurde er vom Elgger Sekundarlehrer Christoph Ziegler, der seit 25 Jahren Deutsch, Englisch und Französisch unterrichtet, davon rund zehn Jahre ohne Frühfremdsprachen. Er sagt: «Was die Schüler aus der Primarschule mitbringen, ist sehr, sehr, sehr dürftig.» Umgekehrt gehe in der Oberstufe in Französisch «relativ schnell relativ viel». Für viele Kinder – von den Vifsten abgesehen – seien zwei Fremdsprachen eine Überforderung. Es sei eben nicht so, dass diese in der Primarschule «nur spielerisch» gelernt würden.

Eine langjährige Primarlehrerin, die Englisch ab der zweiten Klasse unterrichtet, sagt, das Lehrmittel sei so aufgebaut, dass man schon von Anfang an schreibe. Für Kinder, die Ende der ersten Klasse noch nicht gut lesen und schreiben können, sei das eine zusätzliche Anforderung.

Ab der vierten Klasse gehe es dann «rassig fürschi», mit «happigen Satzkonstruktionen» und einem hochkomplizierten Wortschatz.

Erst einmal richtig Deutsch zu lernen, das wäre in den Augen der Lehrer wichtig. Und für die Fremdsprachen hat Largo eine Idee: gemeinsame Lager mit welschen Schülern.

Daniela Niederberger



Autor und Arzt Largo.